

Zeitschrift: Curaviva : Fachzeitschrift
Herausgeber: Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz
Band: 88 (2017)
Heft: 9: Abschied vom Altersheim : die Wohnformen im Alter werden vielfältiger

Artikel: Der Alters- und Generationenforscher François Höpflinger über das Altwerden : "Altersheime im früheren Sinn gibt es nicht mehr"
Autor: Weiss, Claudia / Höpflinger, François
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-834276>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Alters- und Generationenforscher François Höpflinger über das Altwerden

«Altersheime im früheren Sinn gibt es nicht mehr»

Wirklich alt, sagt Soziologieprofessor François Höpflinger, seien wir erst im vierten, fragilen Alter ab 80 oder mehr Jahren: «Vorher will auf keinen Fall jemand alt sein.» Auch er selber, inzwischen 69 Jahre alt, ist noch äusserst aktiv und damit weit weg vom hohen Alter.

Interview: Claudia Weiss

François Höpflinger, Sie haben Ihr Berufsleben lang das Zusammenleben der Generationen und das Altern erforscht. Hilft Ihnen das viele Wissen nach Ihrer Emeritierung auch persönlich?

François Höpflinger: Nein, das ist interessant, da mache ich dieselbe Erfahrung wie offenbar viele andere Fachleute, Ärzte beispielsweise und Psychiater oder Pfarrer – alles Fachwissen hilft für das eigene Leben relativ wenig.

Gleichzeitig muss man sagen, dass Sie zwar emeritiert sind, aber trotzdem noch längst nicht im Ruhestand ...



François Höpflinger, 69, ist Alters- und Generationenforscher. Von 1994 bis 2013 war er Titularprofessor für Familiensoziologie an der Universität Zürich, seit 2013 ist er emeritiert. Er arbeitet aber weiterhin an Forschungs- und Beratungsprojekten im Altersbereich. Privat hat er zwei erwachsene Kinder und vier Enkelkinder und lebt mit seiner Frau Christina in Horgen.

Ja, das stimmt, ich arbeite regelmässig an verschiedenen Forschungs- und Beratungsprojekten zu Alters- und Generationenfragen. Und ich gehöre zur Leitungsgruppe des Zentrums für Gerontologie an der Universität Zürich. Der Unterschied in meinem Alltag ist eigentlich nur, dass ich meistens zuhause arbeite und mir meine Zeiten frei einteilen kann.

Heisst das, Sie zögern Ihr Älterwerden hinaus?

Nein, ich geniesse einfach noch jene Zeit, das ich als «aktives Alter» bezeichne. Dieses dauert von der Pensionierung an so lange, wie jemand noch alles selber erledigen kann und nicht auf Hilfe angewiesen ist.

Wann ist man denn heute wirklich alt?

In der Arbeitswelt oft schon ab 45 Jahren. Privat jedoch fühlen sich immer mehr

Menschen erst ab 80 oder 85 Jahren wirklich alt – oder noch später. Die bessere Bildung und Gesundheitsvorsorge verhelfen vielen zu einer viel längeren gesunden Phase, in der sie selbstständig und vital leben.

«In der Arbeitswelt ist man oft schon ab 45 Jahren alt. Privat jedoch fühlen sich viele erst ab 85 alt.»

Wenn dann die Selbstständigkeit abnimmt, unterscheiden Sie ja immer noch zwei Phasen von Alter.

Zuerst kommt die Phase einer gewissen Hilfsbedürftigkeit, das heisst, das Einkaufen wird schwierig oder das Vorhangwaschen und Putzen. Hier genügen ein paar gezielte Hilfeleistungen von Nachbarn oder von der Spitex, damit jemand weiterhin selbstständig weiter zuhause wohnen kann. Kommen körperliche Gebrechen dazu oder eine demenzielle Erkrankung, wird zusätzlich Pflege notwendig, und mit der Zeit auch der Eintritt in eine Institution. Das ist dann die Phase der Pflegebedürftigkeit.



Abenteuer geniessen und trotzdem bequem wohnen: «Babyboomer haben sich im Leben alles geholt, was sie wollten. Sobald ihnen das Campieren im Zelt zu unbequem wird, kaufen sie kurzerhand ein Wohnmobil.»

Foto: Campsy

Genau diese möchten heute alle vermeiden ...

Ja, momentan wird enorm viel Gewicht auf das vitale Altern gelegt. Das Motto lautet: Möglichst lang möglichst gesund. Danach geben vier von fünf Menschen bei Umfragen an, sie möchten zuhause sterben, am liebsten im Schlaf. Das aber gelingt den wenigsten, nur etwa drei von hundert Personen über 90 Jahren sterben in ihrem Zuhause. Die anderen verbringen ihre letzte Lebenszeit pflegebedürftig in einem Heim oder im Spital. Im vierten Alter, dem sehr hohen Alter, zerfällt bei vielen die Gesundheit rapid, sie werden rasch multimorbid und in hohem Grad pflegebedürftig.

Dennoch möchten immer mehr Leute niemals in ein Pflegeheim ziehen – besonders die Babyboomer können sich das schlecht vorstellen.

Ja, die Babyboomer sind mit einer enormen Machbarkeitsüberzeugung aufgewachsen, sie wollen alles haben und alles allein bestimmen, da passen Abhängigkeit und Pflegebedürftigkeit nicht dazu.

Sie werden aber trotzdem älter ...

Ja, aber bisher haben sie sich im Leben alles geholt, was sie wollten: Sobald ihnen das Campieren im Zelt zu unbequem wird, kaufen sie kurzerhand ein Wohnmobil, damit sie sowohl Abenteuer als auch Luxus geniessen können. Als Folge dieser Haltung ist in den letzten Jahren eine enorme Aufwertung des dritten Alters passiert, viele beschwören geradezu das «gesunde fitte Alter». Gleichzeitig werden damit alle negativen Bilder auf das hohe Alter, also die Zeit der Pflegebedürftigkeit ab 80 oder 85 Jahren verschoben. Mit diesem Alter haben die Babyboomer grosse Mühe – für sie hiess es immer anpacken statt loslassen.

«Genau darum geht es ja: Alter hat etwas Schicksalhaftes, und wir müssten lernen, es anzunehmen.»

Das ist verständlich. Niemand möchte sich eingestehen, dass Körper und Geist nachlassen ...

Aber genau darum geht es ja: Alter hat etwas Schicksalhaftes, und wir müssten lernen, das anzunehmen. Stattdessen weigern sich viele dem Gedanken ans Alter so lange, bis sie notfallmässig im Spital und von dort aus eben doch im Heim landen. Unter solchen Umständen fehlt ihnen jedoch die Zeit, sich neu zu orientieren. Deshalb erleben sie das Heim nur noch als Kumulation negativer Erlebnisse.

Denken Sie, es wäre einfacher, wenn alle Schritte sorgfältig geplant würden?

Das gewiss. Aber Menschen sind halt von Natur aus keine Planer, sondern Anpasser. Und das verhindert oft, dass wir unser Alter sorgfältig planen, sondern wir reagieren einfach und finden uns dann damit ab.

So verlockend scheint das hohe Alter ja nun wirklich nicht: Sitzen und warten – auf die nächste Mahlzeit, den nächsten Besuch, den Singnachmittag, letztlich auf das Ende ...

Wir dürfen nicht unterschätzen, dass sehr alte Menschen, besonders mit über 90 Jahren, oft viel mehr nach innen leben, ausgefüllt mit ihren Erinnerungen. Sie sind vielleicht zehn Minuten aktiv, danach machen sie wieder ein Nickerchen und lassen dabei Bilder von früheren Erlebnissen vorbeiziehen. Das sieht für Junge schlimm aus, fühlt sich aber für die alten Menschen gut und friedlich an.

Sie plädieren also dafür, das Altern besser anzunehmen?

Ich denke, da ist schon noch Potenzial, und zwar in der ganzen Gesellschaft: Hohes Alter braucht gesellschaftliche Solidarität. Das ist natürlich schwierig, wenn die gesellschaftliche Akzep-

>>

tanz fehlt. Übrigens überfordert das Alter die Gesellschaft finanziell nicht – anders als immer behauptet wird. Nur ein kleiner Teil der Kosten wird für die Pflege im Alter aufgewendet. Die wirklich hohen Kosten entstehen in der Spitzenmedizin.

Wie liesse sich das Bild des hohen Alters verbessern?

Die Haltung der Gesellschaft ist sehr schwierig zu ändern, und die Sicht auf das sehr hohe, das fragile Alter, bleibt wohl immer negativ. Der heutige Fortschritt besteht nicht darin, dass das Alter akzeptiert wird, sondern darin, dass sich einfach alle viel länger nicht alt fühlen. Das verstärkt aber wiederum die Aufwertung des gesunden Alters und zugleich die Abwertung des hohen Alters.

Die heutigen Seniorinnen und Senioren werden auch schon ganz anders alt als frühere Generationen.

Ich erinnere mich gut an jene 94-jährige ehemalige Sozialarbeiterin, die sagte, sie ziehe nur ins Heim, wenn es dort einen WLAN-Anschluss gebe. Tatsächlich sind alte Menschen heute viel flexibler und innovationsfreudiger als frühere Generationen, beispielsweise sind die meisten unter 80-Jährigen heute online. Diese Lernbereitschaft und Offenheit dauert viel länger als früher. Aber entsprechend haben die meisten Menschen Mühe sich damit abzufinden, dass nicht mehr alles möglich ist und sie eben beispielsweise nicht mehr selbstständig wohnen können.

Können Sie persönlich sich denn vorstellen, wenn nötig eines Tages in ein Heim zu ziehen?

Ja, wir haben in Horgen gute Alterszentren, und ich kann mir durchaus vorstellen, dort einzuziehen, sollte ich eines Tages pflegebedürftig werden. Ich glaube aber, für Männer ist dieser Gedanke einfacher – ich weiss jedenfalls von einem alten Herrn, der sich pudelwohl fühlt im Heim, in dem er ständig von jungen Pflegefachfrauen betreut wird. Meine Frau schätzt es allerdings gar nicht, wenn ich solche Scherze mache.

Bei ihr als Frau ist auch die Chance grösser, dass sie eines Tages in diese Situation kommt ...

Das ist wahr. Aber egal, ob Mann oder Frau: Ein gutes Heim kann beispielsweise die Lebensqualität von Menschen mit Demenz gut erhalten. Das merkt man deutlich daran, dass die Betroffenen weniger unruhig und ängstlich sind. Oft leiden Angehörige ohnehin zeitweise mehr unter einer Demenz als die Betroffenen selber – das ist eine Frage von Innen- und Aussensicht.

Es ist schwierig mitanzusehen, wenn jemand Nahestehendes verfällt, ohne dass man etwas dagegen unternehmen kann.

Schwierig ist es vor allem, wenn das körperliche und das seelische Altern nicht einheitlich voranschreiten. Aber beides ist heute viel länger behandelbar. Akademiker beispielsweise können bei sich selber die Auswirkungen von Alzheimer stark hinauszögern. Dafür verläuft dann der endgültige Zerfall viel rapider. In Fällen von körperlicher Pflegebedürftigkeit ist es genau umgekehrt: Dass die Zahl der pflegebedürftigen zunimmt, hängt nicht damit zusammen, dass mehr Personen pflegebedürftig werden, sondern dass diejenigen, die es sind, über eine viel längere Zeit pflegebedürftig sind.

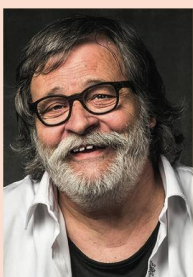
Ob mit Pflege oder nicht: Die künftigen Generationen möchten mehr mitbestimmen als die bisherigen, die sich schicksals- ergeben im Altersheim betreuen lassen oder zumindest nicht wagen, sich zu wehren.

Gewiss, die Ansprüche an Pflegeheime werden sich noch weiter wandeln. Aber ich denke, in der Gesellschaft besteht immer noch ein sehr verzerrtes Bild: Viele der heutigen Institutionen sind viel moderner und flexibler als viele denken, sie lassen viele Freiheiten und Selbstbestimmungsmöglichkeiten zu. Nur: Viele Bewohnerinnen und Bewohner sitzen trotzdem um 12 Uhr beim Mittagessen. Weil sie es so gewöhnt sind, oder einfach, weil es so bequemer ist.

Ob das bei den Babyboomern dann immer noch so bleibt?

Die Realität und das Bild, das sich viele von Heimen machen, klaffen weit auseinander, das Bild hinkt oft 30, 40 Jahre hinterher. Tatsächlich sind viele Heime heute sehr fortschrittlich, allein bezüglich Architektur, wie beispielsweise das Alterszentrum Lanzeln in Stäfa – ein topmodernes, sehr ansprechendes Gebäude.

«Schwierig ist es, wenn das körperliche und das seelische Altern uneinheitlich voranschreiten.»



Wie wollen Sie im Alter wohnen?

Marc «Cuco» Dietrich, 68, Musicaldarsteller und bekannt als «Marc» des Trios «Peter, Sue und Marc»

« Am liebsten möchte ich in meiner schönen Parterrewohnung leben, bis es einen «Chlapf» gibt und ich tot umfalle. Aber ich weiss, das wünschen sich viele vergeblich. Sollte ich also auf Pflege angewiesen sein, gefiele mir eigentlich das Konzept, wie es heute noch teilweise auf

dem Land gelebt wird: Die Alten ziehen ins Stöckli, die Jungen versorgen sie. Handkehrum möchte ich das weder meiner lieben Frau Trixli noch meinen drei Söhnen zumuten, dass sie mich im schlimmsten Fall wickeln und füttern müssten. Nein, sollte ich dement oder schwerst pflegebedürftig werden, kann man mich

ruhig in einem Heim unterbringen. Vielleicht merke ich es ja dann gar nicht mehr so richtig. Im Heim wäre mir am Wichtigsten, dass ich normal behandelt werde, respektvoll, nicht komisch betüttelt und bevormundet. Aber grossartige Einrichtungen und Angebote? Nein, das erwarte ich dann nicht mehr – wer soll das sonst noch bezahlen können! Was ich wichtiger finde ist die Frage: Wir müssen uns endlich überlegen, ob wir im hohen Alter wirklich noch alle Medizin einsetzen wollen, nur weil es möglich ist? Es gibt einen Moment, da möchte ich lieber schmerzfrei in den Tod begleitet werden als noch unnötige Therapien durchzumachen. Was ich mir im hohen Alter wünsche, ist deshalb vor allem eine gute Palliative Care. »

de mit grossen hellen Zimmern. Viele sind auch auf der Höhe mit Themen rund um Ernährung, Sturzgefahr oder Gewalt, und auch die Mitsprache hat zugenommen. Es gibt inzwischen Altersheime mit Raucherzimmern, und auch solche, in denen Alkohol, Haschisch und Medikamente stillschweigend toleriert werden. Also genügend Selbstbestimmung auch für Babyboomer.

Ist es nicht dennoch so, dass mit einem Heimeintritt oft die körperliche oder geistige Gesundheit rapid nachlässt?

Solche Studien gibt es nur für die USA. Bei uns ist es ein Mythos, dass viele Leute bald nach dem Eintritt in ein Altersheim sterben. Eher ist es umgekehrt – viele treten erst zu einem sehr

späten Zeitpunkt ein, wenn es ihnen gesundheitlich bereits sehr schlecht geht. Und nicht wenige leben im Heim sogar wieder auf, weil sie besser ernährt und betreut werden. Und obwohl sich viele Menschen so lange wie möglich gegen einen Heimeintritt

«Nicht wenige leben in einem Heim sogar wieder auf, weil sie besser ernährt und betreut werden.»

sträuben, finden sie sich oft erstaunlich einfach damit ab, wenn es halt dann unvermeidbar ist.

Was könnten Heime anders machen, um für künftige Generationen wieder attraktiver zu werden?

In vielen Heimen ist die Flexibilität kaum mehr erhöhbar, und im Gegensatz zu früher stehen sie oft an zentraler Lage, also mitten im Geschehen, oft sogar mit einer Kinderkrippe in der Nähe. Pflegeheime sind in kleineren Gemeinden zunehmend der grösste Arbeitgeber – und die dortige Cafeteria ist der einzige Ort, wo man im Ort noch Kaffee trinken kann. Hier kann man gar nicht mehr so viel verbessern. Aber wahrscheinlich müssen noch mehr Pflegezentren mit Demenzabteilungen entstehen. Und was bestimmt zunehmen wird, sind Einrichtungen für die Übergangspflege.

Wie sieht es aus mit Alternativen zum Pflegeheim?

In Deutschland gibt es bereits etliche Pflege-Wohngenossenschaften. In der Schweiz wird das schwierig, denn diese werden nicht finanziert. Es ist wesentlich einfacher, Ergänzungsleistungen zu erhalten, wenn man in einem Heim lebt. Im Kanton Zürich und anderswo gibt es deshalb vermehrt Arten von «betreutem Wohnen mit Heimvertrag», das sind eigenständige Wohnungen im Heim mit zubuchbaren Pflegemöglichkeiten.

Das ist wahrscheinlich für viele eine angenehmere Variante als ein abrupter Umzug in ein einzelnes Zimmer im Pflegeheim?

Das schon, aber für viele wird das betreute Wohnen wesentlich teurer als ihre alte Wohnung, in der sie schon so lange gelebt haben, dass sie noch tiefe Mietzinsen zahlen. Wahrscheinlich wird für diese Gruppe die Zukunft sein, dass sie in ihrer Wohnung bleiben und die nötige Pflege dorthin bestellen können.

Da landen wir aber sogleich beim Stichwort «Pflegefachkräftemangel».

Diese Situation wird tatsächlich immer kritischer, vor allem, weil sich die Familienstrukturen noch weiter verändern: Die >>

**40
JAHRE**
1977 – 2017

REHACARE®
INTERNATIONAL



www.rehacare.de

Internationale
Fachmesse
für Rehabilitation
und Pflege

Düsseldorf, Deutschland

4. – 7. Oktober 2017

**Selbstbestimmt
leben**



mas-concept AG

Neugasse 29 _ 6300 Zug

Tel. +41 (41) 711 18 00

info@mas-concept.ch

Hotel- und Reiseangebote:

www.duesseldorf-tourismus.de _ www.travelxperts.ch

**Messe
Düsseldorf**

Kinder leben oft anderswo und sind voll im Beruf eingespannt und können weniger als bisher für ihre Eltern sorgen, die noch länger zu Hause leben. Pflegepersonal wird noch gesuchter, und da lautet die einzige Möglichkeit: «Eine Kultur der Pflegenden pflegen.» Das heisst, eine gute Personalpolitik, viel mehr KiTa-Plätze, gute Weiterbildungsmöglichkeiten – kurz: Attraktive Arbeitsbedingungen für Pflegefachpersonen. Eine gewisse Aufwertung werden sie ohnehin erfahren: Das Ärztemonopol wird früher oder später fallen und Pflegefachpersonen werden künftig viel mehr medizinische Aufgaben übernehmen.

Wie aber sehen Sie die Finanzierungsfrage, wer bezahlt all die Pflege?

Künftig wird die Pflege kein Finanzierungsproblem ein, sondern ein Riesenmarkt und sehr lukrativ. Nehmen wir als Beispiel die Firma Swiss Prime Site, welche die privaten Gruppen Tertianum, Seniocare und Senevita aufkaufte: Sie pflegen eine ausgesprochen gute Personalpolitik, was wiederum bedeutet, dass ihnen die Mitarbeitenden lange erhalten bleiben. Das wiederum hat zur Folge, dass auf der einen Seite die Bewohnerinnen und Bewohner ruhiger und weniger aggressiv sind – was wiederum zu einem

«Dank langjährigen Mitarbeitenden lassen sich Zehntausende von Franken einsparen.»

angenehmen Arbeitsklima führt. Auf der anderen Seite lassen sich dank langjährigen Mitarbeitenden Zehntausende von Franken an Bürokratie einsparen. Dort könnte noch einiges geschehen.

Wer eine gute Personalpolitik pflegt, findet genug Fachkräfte und spart erst noch Geld?

Ja, schauen Sie nur, wie viele ehemalige Spitzenköche heute in Heimküchen arbeiten: Sie haben den enormen Stress und die unregelmässigen Arbeitszeiten einer Restaurantküche satt, ihnen sind die gute Infrastruktur und die geregelte Arbeitszeit wichtiger als grosses Prestige. Das bestätigen bereits mehrere Studien: Die Betriebsstrukturen beeinflussen die Angestelltenzufriedenheit. Heute wird noch

weitgehend unterschätzt, wie wertvoll eine gute Personalpolitik ist. Und diejenigen, die es für sich entdeckt haben, tun es nicht gross kund, sondern halten sich eher bedeckt, um ihren Vorteil nicht preiszugeben.

Wie aber können die stetig steigenden Ansprüche der künftigen Kundschaft finanziert werden?

Manche Heime bieten schon heute weit mehr, als die Leute in Wirklichkeit beanspruchen. Ich weiss von einem Heim, das extra einen kostenlosen Fahrdienst ins Dorfzentrum anbietet. Dieser wird aber kaum genutzt, weil die Bewohnerinnen und Bewohner es oft zu anstrengend finden, sich bereitzumachen – und sie kennen das Dorf ja bereits gut genug.

Anderorts wünschen sich die Bewohnerinnen und Bewohner künftig vielleicht mehr «Action»?

Manchmal ist weniger mehr: Bei den alten Klosterfrauen Ingenbohl beispielsweise hat sich gezeigt, dass besonders jene mit einer Demenz dank den ruhigen Strukturen mit dem klaren Tagesablauf, den Ess- und Gebetszeiten ganz gut aufgefangen werden können. Sie wissen immer, was zu tun ist, was sie anziehen sollen. Das zeigt eindrücklich, wie gut eine ruhige, störungsfreie Situation hilft.

Nun sind ja die wenigsten Altersheime in einem Kloster.

Aber in allen Heimen lässt sich ohne grosse finanzielle Mittel eine ruhige Struktur schaffen: Volieren beispielsweise sind heikel, da erschrecken sich viele, wenn die Vögel flattern und kreischen. Viel beruhigender wirken Aquarien – natürlich mit bruch sicheren Scheiben. Auch Wandspiegel können für grosse Unruhe sorgen. Ich habe schon einmal einen Bewohner mit Demenz erlebt, der mit dem Stock auf einen Wandspiegel losging. Er hatte geglaubt, der Kerl im Spiegel wolle ihn mit seinem erhobenen Stock angreifen...

Bedeutet das für Heime, dass sie vor allem auf beruhigende Strukturen setzen sollten statt auf attraktive Unterhaltungsangebote?

Sie haben sich bereits gewandelt – sie sind von Alters- zu Pflegeheimen geworden. Mittlerweile sind die Menschen beim Eintritt bereits 84 bis 86 Jahre alt, und die durchschnittliche Aufenthaltsdauer beträgt zweieinhalb bis drei Jahre. Künftig

Anzeige

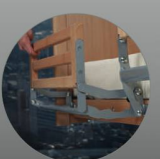
diga
care

PFLEGE BETTEN
Perfecta

Bestes Preis-Leistungs-Verhältnis der Schweiz!





Infoservice: 055 450 54 19
www.diga.ch/care
 I d'diga muesch higa!

werden die Menschen beim Eintritt noch älter sein und sich nur noch wenige Wochen, höchstens Monate in Pflegeheimen aufhalten. Diese werden dadurch vermehrt zu Pflege- und Sterbehospizen. Altersheime im früheren Sinn, in die Menschen einfach deswegen einziehen, weil sie pensioniert sind, gibt es nicht mehr. Vielleicht sind daher beruhigende Strukturen künftig gefragter als Aktivierungsangebote.

Aber mit Sterbehospizen allein wird man nicht allen Bedürfnissen gerecht?

Nein, ich denke, ein wichtiger Trend für künftige Wohnformen ist der Generationenmix. Das Tödiheim in Horgen plant beispielsweise, neu Familienwohnungen im Alterszentrum zu eröffnen. Ausserdem wird die Vernetzung Spital/Pflegeheim/Spitex immer stärker, das ergibt sogenannte polyvalente Strukturen, in denen ambulant und stationär nicht mehr streng getrennt werden. Das wird immer nötiger: Auch wenn viele lieber mit Hilfe der Spitex zuhause bleiben wollen, so lohnt sich beispielsweise eine 24-Stunden-Betreuung nicht, sondern sie wird viel teurer als ein Heim. Aber gerade Menschen mit Demenz, Depression oder jene, die Palliative Care benötigen, müssten rund um die Uhr betreut werden.

Was ist mit den Hilfskräften aus Osteuropa?

Das ist meist Ausbeutung. Viel besser wäre es, mehr Männer in die Pflege zu bringen, beispielsweise die Pflege als Zweitberuf zu fördern. Auch für Familienfrauen, die wiedereinsteigen wollen. Oder Anreize zu schaffen für jene, die sich weiterbilden wollen: Heute müssen Pflegendende eine Zusatzausbildung in Demenzbetreuung selber bezahlen, das ist nicht sehr attraktiv. Umso mehr, weil gegenwärtig nur die Hälfte der ausgebildeten Pflegefachpersonen auf dem Beruf arbeitet. Da müsste die Bildungspolitik längstens etwas unternehmen und eine «Bildungspolitik 50+» einführen. Oder vielleicht könnten Altersinstitutionen einen gemeinsamen Bildungspool aufbauen.

Und das könnte den Pflegenotstand abwenden?

Viele kleine Schritte bringen viel! Aber ich denke, wir müssen ohnehin schauen, wie sich das Altern entwickelt: Wir können nicht von der heutigen Situation aus statisch hochrechnen, wie



Hilfe für zuhause: «Die Leute werden noch länger gesund altern und noch später und noch kürzer in einem Heim wohnen.»

Foto: Martin Glauser

die Zukunft aussehen wird. Gegenwärtig steigt die Lebenserwartung in der Schweiz immer noch – im Gegensatz zu den USA, wo sie erstmals wieder rückläufig ist. Und gleichzeitig wächst der Mittelstand, das heisst gute Bildung, gute soziale Netzwerke und gute Familienbande. Tatsächlich lauten in der Schweiz alle Entwicklungen positiv, 78 Prozent aller Jugendlichen wachsen mit beiden Eltern auf, die Heroinsucht und andere Süchte nehmen ab.

«Viel besser wäre es, mehr Männer in die Pflege zu bringen und Pflege als Zweitberuf zu fördern.»

Nur die Demenzzahlen nehmen zu ...

Demografisch bedingt, ja. Aber gleichzeitig sinkt das Risiko, an Demenz zu erkranken. Es gibt also zukünftig nicht mehr demenzerkrankte Menschen, weil das Demenzrisiko grösser wird, sondern weil Menschen mit Demenz länger leben können.

menz länger leben können.

Sind wir aber insgesamt auf die Zukunft des Alterns einigermassen vorbereitet?

Nur sehr bedingt. Wir wissen ja längst, dass sich die demografische Alterung beschleunigt und die AHV reformiert werden muss. Eine Erhöhung des AHV-Alters wird längerfristig unvermeidbar sein, zudem müsste viel mehr Gesundheitsförderung betrieben werden: Künftig müssen wir die Ressourcen des gesunden Rentenalters besser nutzen. Zukunft haben Projekte in Richtung «Senioren helfen Senioren».

Das passt ohnehin gut zur Haltung, dass auch künftig alle aktiv bleiben wollen.

Die Ausdehnung der gesunden, aktiven Lebensjahre – als positive Entwicklung – trägt halt weiterhin dazu bei, dass Menschen es noch schwieriger finden, unvermeidbare Einschränkungen der letzten Lebensjahre zu akzeptieren. In der letzten Phase kumulieren sich sozusagen alle negativen Altersprobleme. Aber dafür werden die Leute länger gesund altern und noch später und noch kürzer in einem Heim wohnen. ●



Buch: «Wohnen im höheren Lebensalter. Grundlagen und Trends», Age Report III, herausgegeben von François Höpflinger, Joris Van Wezemael und der Age-Stiftung. Seismo Verlag, 2014, 38 Franken. Bestellbar unter www.age-report.ch/bestellen